

Literatur des Auslandes.

N^o 7.

Berlin, Montag den 16. Januar

1837.

Frankreich.

Die Geschichte zum Kranklachen.

Von Frédéric Soulié.

Meinet hieß Ganguernet; meinet, sage ich, denn wahrscheinlich hat jeder Leser seinen eigenen, von dem er zu erzählen weiß. Ich darf die Art Menschen nur beschreiben, und jeder Leser wird sich erinnern, daß ihm so einer schon vorgekommen ist. Klein, untersezt, dick und rund, kurzes starrtes Haar, niedrige Stirn, graue Augen, Nase mit breiten Flügeln, aufgebauichte Backen. — Alles an der ganzen Figur in einander geschoben, der Hals zwischen die Schultern, die Brust an den Magen, der Magen an den Bauch, der Bauch auf die kurzen Beine. So ein Menschlein-lagelt und kollert Euch vor die Füße, lüchelt und freischt Euch in die Ohren, — packt Euch auf der Straße von hinten beim Kopf, hält Euch die Augen zu und fragt, wer bin ich? — zieht Euch den Stuhl hinterwärts weg, wenn Ihr Euch gerade setzen wollt, — zieht Euch das Schnupstuch aus der Hand, wenn Ihr's just an die Nase bringen wollt, — und wenn man dem Männchen darüber einen grimmigen Blick zuwirft, so kommt es nicht im mindesten aus der Fassung, sondern reibt sich vergnügt die Hände und schnarrt: „Ha, ha, das ist zum Kranklachen!“

Also, lieber Leser, Du weißt, wie Deinet heißt, und ich sage Dir, wie meiner heißt: Ganguernet. Zu Rennes habe ich ihn kennen gelernt; dort trieb er als Possenreißer sein Handwerk, und er trieb es so recht mit allen Griffen und Kniffen. Niemand übertraf ihn in der Kunst, an den Klingelzug einer großen Hausthür ein Stückchen Fleisch oder Wurst zu befestigen; jeder herrenlose Hund, der nur vorbeilief, sprang und schnappte nach dem Bissen, und so wurden die Domestiken jeßmal in der Nacht aufgeweckt. Mit noch größerer Virtuosität wußte er Ladenschilder abzunchmen, anzubängen und mit einander zu vertauschen. Einmal hob er das Schild eines Friseurs ab, sagte es entzwei und leimte es mit der Hälfte von dem Schilde eines anderen Nachbarn zusammen; am anderen Morgen war zu lesen: M. Roblot vermiethet Lohndubeln und falsche Locken à la Paris. Ein andermal hängt er die hölzerne Schildtafel eines Puppen-Theaters über einer Apotheke auf, so daß ganz Rennes am Morgen las, wie folgt: Jahrmarkt-Theater in der Apotheke von M. F.

Waren Herrs Ganguernet's Streiche in der Stadt so anmuthig, so waren sie auf dem Lande vollends liebenswürdig. Mit dem größten Geschick zerschnitt und verstreute er die Haare einer Bürste im Bette seines guten Freundes, so daß der Mann es keine Viertelstunde im Bette aushalten konnte, ohne vor Kraken und Stichen in der Haut rasend zu werden. Wenn Jemand etwa in einem Zimmer schlief, das von Herrs Ganguernet's Zimmer nur durch eine Holz- oder Tapetenwand geschieden war, so wußte unser Freund diese Wand höchst künstlich zu durchbohren und eine Schuur hindurch zu praktiziren, die er an der Bettdecke des Nachbarn befestigt hatte. Wenn dann der Andere schlief, fing er ganz sachte an, die Decke hinwegzuziehen, so lange, bis der Schlafende nichts am Kopf und nichts an den Füßen hatte. Besonders wenn die Nächte recht kalt und feucht waren, pflegte Herr Ganguernet sich dieses Vergnügens zu machen. Der Schlaf erward ganz starr vor Kälte, wickelt sich sorgfältig ein und legt sich aufs Ohr, ohne etwas Arges zu denken. Kaum merkt das Ganguernet, so zieht er sachte wieder am Schnürchen, bis der Andere vor Aerger, Ungeßalt und Frost zu brummen und zu fluchen anfängt; dann legt Ganguernet den Mund an das Loch in der Wand und ruft: „Ha, ha, das ist zum Kranklachen!“

Wenn unserem Freund eine Person von recht einfältigem Gesichte, eine von den Figuren in den Wurf kam, bei denen man schwer der Versuchung entgeht, sie zum Narren zu haben, — dann führte Herr Ganguernet folgendes Lieblingsstückchen aus. Er entwendet dem Schlafenden Hose und Rock und näht sie mit vielen Stichen dermaßen zusammen, daß sie bedeutend enger werden; er legt sie wieder hin, dann tritt er ans Bett, rüttelt den Bedauernswürdigen, er soll aufspringen, sich schnell ankleiden und mit auf die Jagd gehen. Der Mann springt auf, will in seine Hosen fahren und kann nicht hinein. „Am Gotteswillen, mein Vetter“, ruft Ganguernet, „was ist denn das mit Ihnen, was fehlt Ihnen denn. Sie sind ja ganz geschwollen.“ — „Wie, ich?“ — „Und wie geschwollen!“ — „Wirklich?“ — „Ich wollte mich gern geirrt haben, stüden Sie sich nur an, kommen Sie hinunter, wir wollen die Anderen fragen, ob Sie's auch merken.“ — „Aber ich träge die Kleider nicht an!“ — „Sehen Sie wohl, Sie sind geschwollen; wenn es nur nicht die galoppirende Wassersucht ist.“ — — — Und so fuhr

er fort, den Armen zu ängstigen, bis die Posse sich mit dem hergebrachten Worte löste: „Ha, ha, 's ist zum Kranklachen!“

Der abscheulichste Streich in dieser Art war wohl folgender, womit er einem Manne, der allgemein für äußerst muthig galt, einen tödtlichen Schreck einjagte. Der Mann legt sich zu Bette und fühlt unten zu Füßen etwas Kaltes, Klebriges, Glattes; er betastet es mit den Händen an; wahrhaftig, es ist eine zusammengerollte Schlange. Von Schreck und Ekel übermannt, springt er mit einem lauten Schrei aus dem Bette: Sieh da, Ganguernet kommt aus seinem Versteck hervor, klatscht in die Hände und schreit: „Ha, ha, zum Kranklachen!“ — Was nämlich jenem so große Furcht eingejagt, war nichts als eine Kalthaut, mit nassem Lehm ausgestopft. Der Gefoppte war wüthend und wollte dem Spasmacher den Hirnschädel einschlagen; Ganguernet warf ihm, sich verteidigend, eine ungeheure Kanne mit Wasser an den Kopf und lief eiligst davon, während er in einemfort schrie: „Ha, ha, zum Kranklachen!“ Die Hausleute liefen auf den Lärm herbei, und es gelang ihnen, den Wüthenden, Gefoppten, Begoffenen zur Ruhe zu bringen, indem sie ihm vorstellten, was der Ganguernet für ein trefflicher Kerl wäre, ein munterer Zeißig, ein Bruder Lustig, ohne den man vor Langeweile umkommen müßte, zumal auf dem Lande.

Der Meinung werden unsere Leser nicht seyn; vielmehr gehörte Herr Ganguernet zu den unerträglichsten Kreaturen, die ihren Nebenmenschen überall in die Duer kommen, gerade wie wenn Euch ein Hund über's Brettspiel ließe und mit seinen vier Pfoten alle Eure Lieblingspläne zu Schanden wüßte. Nein siher, ein solcher Mensch ist schlimmer und unerträglicher als ein Hund, denn man kann sich ihn nicht so leicht vom Halse schaffen. Nicht im Ernst, nicht im Scherz, nicht in der Freude, nicht in der Traurigkeit ist man vor ihm sicher; jeden Gedanken, den man sich macht, jede Empfindung, die Einen beschleicht, jedes Vorbaken, mit dem man umgeht, sie lauern darauf, sie spähen es aus, und dann poffen sie genau den Augenblick ab, wo sie Einen mit ihren Verbal- oder Nealspoffen ärgeru und verblüffen können. Sie sind nicht allein lästig, sondern wirklich gefährlich; denn sie bringen Euch dahin, daß Ihr unwillkürlich über Andere lacht, die gefoppt werden, gleichviel obs Eure besten Freunde oder Eure bittersten Feinde sind, und indem Ihr solchergestalt Vergnügen oder Schadensfreude an den Neckereien empfindet, womit man Andere heimsucht, werdet Ihr gewissermaßen zu Mitschuldigen des Possenreißers. Undersiehens kommt die Kröbe an Euch selbst, und dann dürstet Ihr so wenig auf Barmherzigkeit rechnen, als Ihr sie selbst gelübt habt. Das Klügste ist dann, sich so wenig als möglich darüber zu ärgern, wenn man Euch lächtig auslacht, und am besten ist, wenn Ihr selber mitlachen könnt.

Indeß auch unter den Possenreißern gtebt es verschiedene Stufen des Rangcs und der Kunst. Manche ergeben sich in so gemeinen und trivialen Späßen, daß sie sich sehr schnell um allen Respekt bringen. Das Repertorium ihrer Farcen und Streiche ist ziemlich bekannt und leicht ausgebraucht. Z. B. Man säßt zur Nachtzeit unvermuthet mit dem Kopfe durch das geblöte Papiersfenster einer Schubsticker-Werkstatt und fragt den Mann drinnen, ob er wisse, wo der Finanz-Minister oder Erzbischof wohnt, oder: man zieht im Dunkeln eine Schnur quer über die Treppe, so daß Alle, die hinuntersteigen, eine Rutschfahrt per postiora machen müssen, oder man weckt mitten in der Nacht einen Notarius auf und heißt ihn eiligst zu dem und jenem seiner Klienten kommen, der im Sterben liegt und ein Testament machen wolle, während der Mann natürlich sich so gesund befindet, wie ein Fisch im Wasser. Dergleichen Streiche giebt's tausenderlei; es sind die Anfangsgründe, die ersten Handgriffe zum Metier; wer zweifelt daran, daß Ganguernet sie meisterlich verstand?

Auf seinem Repertorium standen aber noch ganz andere Dinge von seiner eigenen Erfindung, und auf diese gründete sich eigentlich sein ungeheurer Ruf. Einmal war ich Zeuge von einer wirklich geistreichen Modifikation, die er angestiftet hatte. Wir befanden uns in zahlreicher Gesellschaft auf dem Lande. Eine etwa dreißigjährige Dame genoss die Ehre, daß Ganguernet ihr vorzügliche Aufmerksamkeit widmete; sie aber, eine entschiedene Freundin des Modischen, Eleganten, Parisschen, fand an dem blaffen, seinen Angesicht eines ziemlich hübschen und ziemlich einfältigen jungen Mannes mehr Geschmack, als an Ganguernet's rundem glänzenden Purpurantlitze. So sehr auch Ganguernet den schönen Helden in Gegenwart und vor Augen der Dame häßeln mochte, seine Einfalt galt bei ihr immer für poetische Zerstretheit und seine Leichtgläubigkeit für eheliches Gemüth. Eines Abends gingen wir aus einander und zur Ruhe; es war eben zuvor von dem blaffen jungen

Herrn die Rede gewesen, die Dame hatte ihn mit aller möglichen Bescheidenheit verteidigt, und Gangueruet hatte ihr mit einer Geduld zugehört, woraus nichts Gutes zu prophezeien war. Wir mochten kaum eine halbe Stunde gelegen haben, da hören wir aus dem Salon im Erdgeschoß überlauten Geschrei: Feuer, Feuer! Das ganze Haus stürzt zusammen, Herren und Damen, halb entkleidet, bald angekleidet, wie man will. Man drängt sich in den Salon hinein, Lichter in der Hand; da liegt Freund Gangueruet ganz gemächlich ausgestreckt auf einem Sessel. Man bestürmt ihn mit Fragen; statt aller Antwort erhebt er sich, nimmt den blaffen Jüngling bei der Hand, führt ihn mit feierlichem Anstand der schönen Dame entgegen und spricht mit Pathos: „Ich habe die Ehre, Ihnen das poetischste Gemüth der Gesellschaft in einer wollenen Schlafmütze vorzustellen.“ Schallendes Gelächter! Die Dame hat dem Gangueruet diesen Streich nie wieder vergessen; ob sie's der Schlafmütze vergessen hat? —

Man glaube indes keinesweges, daß alle Pöffen Gangueruet's auf eine solche Rache hinausliefen. Auf's Lachen hatte er's abgesehen; 's ist zum Kranklachen, das war sein Lösungswort. Das Stückchen, auf das er sich am meisten einzubilden pflegte, verdient hier zum Ergötzen der Leser noch eine Stelle. In derselben Straße zu Kenne, wo Gangueruet wohnte, ihm gegenüber, bewohnten zwei alte eheliche Bürgerleute, Mann und Frau, ein kleines Häuschen, das ihnen gehörte. Alle Sonntage pflegten sie bei einem ihrer Verwandten, der ziemlich weitab wohnte, zu Abend zu essen und ein Spielchen Piquet zu machen; manchmal setzte es auch wohl einen Punsch, oder man spülte die Krebse mit einem wenig moussirenden Cider hinunter, so daß unser ehrwürdiges Ehepaar beim Nachhausekommen um elf Uhr Nachts allerhand alte Melodien zu summen und allerhand neue Pas dazu zu machen pflegte.

So geschah es eines Sonntags Abends, daß sie ein bißchen im Zickzack ihres Weges nach Hause gingen. Schon sind sie an des Nachbarns Thür; von da sind unbekanntermassen noch zehn Schritte bis zu ihrer eigenen. Sie geben die zehn Schritte, der Mann greift in seine Tasche, sucht den Hausschlüssel und findet ihn; er sucht auch das Schloß, aber das Schloß ist nicht da. „Wo ist das Schloß“, schreit er, „wo ist das Schloß?“ — „Lieber Larquet“, sagt die Alte, „Du hast zu viel Cider zu Dir genommen; Du suchst das Schloß, und wir stehen hier noch vor Nachbarns Wand!“ — „Hast Recht, Alte“, spricht Larquet, „wir müssen noch ein paar Schritt weiter.“ Sie geben weiter, aber nun sind sie auf einmal zu weit gegangen; vorhin gingen sie an der Thür des Nachbarns zur Rechten vorüber, jetzt stehen sie an der Thür des Nachbarns zur Linken. Sie müssen an ihrer eigenen Hausthür vorbeigegangen sein. Sie kehren um, sie tasten sich mit den Händen an der Mauer fort, sie finden eine Thür, es ist wieder die Thür des Nachbarns zur Rechten. Dem armen Alten wird um ihren Verstand bange, sie glauben, der Kopf drehe ihnen vom Wein; sie kehren abermals um, fangen ihre Untersuchung von neuem an und gerathen richtig wieder an die Thür des Nachbarns zur Linken. Immer diese beiden Thüren und niemals ihre eigene; ihre Thür ist fort, wer hat ihnen ihre Thür weggenommen? Die Angst macht sie zittern; sie fragen sich ernstlich, ob sie den Verstand noch an der rechten Stelle haben, aber sie schämen sich doch, Leute herbeizurufen; sie fürchten, man werde sie gar zu sehr anlachen, daß sie, als ehrbare Bürgerleute und Hausbesitzer, ihre Hausthür nicht finden. So geben sie eine ganze Stunde hin und her, auf und ab; sie spähen, sie tasten, sie messen, Alles umsonst; keine Thür ist vorhanden, nur eine Mauer, eine ganz fremde verzweifelte Mauer. Endlich übermannt sie die Furcht, sie schreien um Hülfe, die Nachbarn kommen mit Licht, und nun findet sich's, daß man die Thür sorgfältig vermauert und die Stelle überpuzt hat. Alle Welt fragt sich, wer wohl den alten Leuten diesen bösen Streich gespielt haben mag? Gangueruet hat längst von seinem Fenster aus mit einigen närrischen Gefellen auf die Straße gelauscht und sich an der Noth und Betrübniß des alten Herrn Larquet und seiner Ehehälfte ergötzt; jetzt steckt er den Kopf hervor, und die Untenstehenden vernehmen das wohlbekannte: „Ha, ha, zum Kranklachen!“ „Aber“, sagt man ihm, „die alten Leute werden davon das Fieber kriegen.“ — „Dab“, spricht Gangueruet und reibt sich die Hände: „War's nicht zum Kranklachen?“

Diesmal ließ man doch an den königlichen Procurator das Gesuch ergeben, er möchte die Lachlust des Herrn Gangueruet etwas mäßigen. Seine geschickte Vertheidigung, indem er unter fortwährendem Händereiben versicherte: „Der Präsident, es war zum Kranklachen“ — diese Vertheidigung half ihm nichts, man sperrte ihn auf eine Woche ein.

(Schluß folgt.)

A f r i k a.

Völkstämme in Marokko.

Der Markt von Tetuan gleicht einer lebenden Bilder-Gallerie, in der die verschiedenartigsten Rassen der Bevölkerung von Marokko vor uns die Revue passiren. Man unterscheidet, außer den Juden, im Ganzen vier Hauptstämme, nämlich: die Berbern oder Amazirgen, die Szelloks, die Mauren und die Araber. Alle Bewohner des Marokkanischen Reiches, mit Ausnahme der Juden, lassen sich unter eine dieser vier Haupttribunen bringen.

Die Amazirgen, mit Unrecht „Berbern“ genannt, sind die direkten Nachkömmlinge der ältesten Bewohner, nicht bloß von Marokko, sondern des ganzen nördlichen Afrika's, vom Nil bis zum Ocean. Man hält sie für ein und dasselbe Volk mit den alten Numidiern, von denen auch die frühesten Bewohner Mauritanien's, Nubiens und Libyens abstammen. Amazirgen ist der allgemeine Name dieser Völkerschaften, die je nach den von ihnen in Besitz genommenen Orten andere spezielle Benennungen erhalten; so heißen sie in der Regentenschaft Algier Ka-

bylen, in Tunis Suaven, in Tripolis Adems und in der großen Wüste Tuaten. Die Amazirgen von Marokko sind über das ganze Atlas-Gebiet, von dem Nil bis zur Provinz Teda und dem Reiche Tasslet, verstreut. Unter den zu dieser Völkerschaft gehörigen Stämmen zeichnet sich der der Gomerer als einer der mächtigsten und berühmtesten aus.

Was die Benennung „Berbern“ betrifft, die ihnen von den meisten Geschichtschreibern beigelegt wird, so ist diese unstreitig fremden, wahrscheinlich Arabischen Ursprungs; ihnen selber ist der Name nicht bekannt, ja sie würden ihn kaum aussprechen können, da der Buchstabe B in ihrer Sprache gänzlich mangelt. Das Volk nennt sich nie anders als Amazirgen, ein Wort, das so viel als edel, unabhängig oder frei bedeutet, ganz analog dem Namen der Franken und der Slaven. Die Araber behaupten von jenen Uebewohnern des Landes, daß sie von den Amalekiten und Kananiten abstammen, die durch Josua und die nachfolgenden Israelitischen Heerführer aus Palästina vertrieben worden; sie selbst aber versichern, daß sie bereits vor jener Zeit im Besitz des nördlichen Afrika's gewesen, und daß sie schon damals ihre jetzige Sprache gesprochen; diese Sprache aber ist weder Hebräisch, noch Phönizisch, noch Arabisch. Gelehrte Orientalisten haben überhaupt keine Verwandtschaft derselben mit den Semitischen Sprachen auffinden können, ein Umstand, der die Meinung ihres Geschichtschreibers Ibn Chaldun zu bestätigen scheint, welcher sie nicht von Sem, sondern von Ham abstammen läßt.

Die Amazirgen erkennen die Oberhoheit des Sultans nur in einem geringen Maße an. Die meisten Stämme sind ganz unabhängig und führen keine anderen Befehle als die ihrer Ältesten (omzorgh) aus. Diese Letzteren sind eine Art erblicher Fürsten, deren erste Sorge darin besteht, über die Reinheit ihres Stammbaumes zu wachen. Kein Europäischer Fürst mag wohl je auf seine Regentenwürde so stolz gewesen seyn, als diese Häuptlinge. Einer derselben, Namens Amragar Abauece, hat sich in der letzten Zeit durch seine militairischen Tugenden berühmt gemacht. Im Jahre 1816 stand er an der Spitze einer Empörung gegen den Sultan Sulaiman, die er mehrere Jahre hindurch mit vieler Energie leitete.

Ihr dünnere, oft kaum bemerklicher Bart ist ein charakteristisches Kennzeichen der Amazirgen, und obwohl ihre Haut eben nicht sehr weiß ist, haben sie doch oft blondes Haar, ein Umstand, der sie mehr den Bewohnern des Nordens, als denen des inneren Afrika's ähnlich macht. Ihre Kleidung besteht aus einem einfachen Hemde ohne Ärmel. Sie leben unter Zelten, oder, wie die Trogloditen, in Gebirgs-Höhlen; sie sind mehr Hirten als Ackerbauer, auch ziehen sie viele Bienen. Als geschickte Schwimmer und unerwüthliche Fußgänger sind sie für die Jagd aufs leidenschaftlichste eingenommen. Vor Allem aber ist die Kinte ihr Liebling; sie scheuen keine Kosten, um sie mit Eisen und Silber zu schmücken. Die Amazirgen sind von kleiner Statur, aber stark und unternehmend; stolz und in ihrer Feindschaft unveröhnlich, tragen sie dem christlichen Namen einen Haß nach, der sogar die fanatische Intoleranz der Mauren übersteigt.

Trotzdem haben wir indes gesehen, daß sie eine große Anzahl von Juden in ihrer Mitte dulden; diese Toleranz ist unstreitig der Meinung der Amazirgen zuzuschreiben, daß viele ihrer Verfahren vor der Eroberung der Araber im sechsten Jahrhundert Anhänger des Judenthums gewesen, eine Meinung, die durch die Nachrichten mehrerer Arabischer und Spanischer Geschichtschreiber des Mittelalters unterstützt wird. Nach Einigen hätten viele Berbern zur Zeit des Tarek sich zum Judenthume bekannt, und ein Geschichtschreiber von Grenada, Abdu Mubammed, der im vierzehnten Jahrhundert die Geschichte der Könige schrieb, behauptet ausdrücklich, daß von den Amazirgen Einige der christlichen, Andere der mosaischen und noch Andere der Magie, d. h. der Religion des Zoroaster, zugehan gewesen.

Was die Szelloks betrifft, so bewohnen sie vorzüglich die südlichen Gegenden des Atlas. Ganz abweichend von den Amazirgen, leben sie mehr vom Ackerbau, als von ihren Viehweiden; ja sie treiben sogar Künste und Gewerbe und liefern mehrere kostbare Artikel für den Europäischen Handel. Anstatt in Zelten und Höhlen, wie jene, wohnen sie vielmehr in Städten und Dörfern; ihre Häuser von Stein und Kalk sind mit Ziegel- oder Schiefer-Dächern gedeckt und mit Beschädigungs-Thürmen versehen. Die Szelloks betrachten sich als die Nachkommen der Uebewohner des Landes; sie halten die Berbern für Phönizier, für solche, die aus Palästina eingewandert wären. Gegen die Juden zeigen sie sich nicht so rücksichtsvoll als jene, indem sie dieselben vielmehr in harter Diensthörigkeit halten.

Von ihren Nachbarn unterscheiden sie sich durch ihre Tracht, durch eine weniger starke Leibes-Constitution und durch ein größeres Geschick zur Betreibung der verschiedenen Handwerke und Künste. Diese Spuren einer verbreiteteren Civilisation haben zu der keinesweges haltbaren Meinung Anlaß gegeben, daß sie die Nachkömmlinge Portugiesischer Kolonisten seyen, die im Mittelalter das Land in Besitz genommen, es aber unmittelbar nach der Entdeckung von Amerika wieder verlassen hätten. In der Nähe von Demnet, einer ganz Szellokischen Stadt, zeigt man eine mit lateinischen Inschriften bedeckte Kirche, deren Gründung den Portugiesen zugeschrieben wird. Es ist das Gerücht verbreitet, daß sie von Geistlichen besucht werde, und diese abergläubische Geschichte hat die Kirche bisher noch vor dem gänzlichen Untergange geschützt: die Eingeborenen wagen es nicht, Hand an sie zu legen.

Obgleich die nächsten Nachbarn der Amazirgen, leben die Szelloks doch gänzlich von ihnen getrennt; sie stehen in keiner Handels-Verbindung mit denselben, und es giebt kein Beispiel von Eben zwischen dem einen und dem anderen Volke. Was ihre beiderseitigen Sprachen betrifft, so verstehen sie sich einander nicht ohne Dolmetscher; ja selbst die gewöhnlichsten Worte weichen in beiden Idiomen von einander ab, obwohl sie aus einer gemeinschaftlichen Quelle geflossen zu seyn scheinen. Ein Spanischer Mönch, der Pater Don Pedro Martin del Nojarie,

der beide Völkerschaften besucht und ihre Sprachen studirt hat, behauptet, daß sie sich ungefähr wie das Englische zum Holländischen verhalten; hinsichtlich des National-Charakters beider Stämme pflegte er zu sagen, daß die Szellots die Marokkanischen Franzosen, die Berbern hingegen die Belgier jenes Landes wären.

Leo, der Africaneer, entwirft von den Ersteren folgendes Bild: „Es sind kräftige und furchtbare Menschen, die weder Kälte noch Schnee scheuen. Ihre Kleidung besteht aus einem einfachen wollenen Gewande, über welchem sie einen Mantel tragen; die Weine verbüllen sie mit Wänderstreifen statt der Strümpfe, und den Kopf lassen sie das ganze Jahr hindurch unbedeckt. Es sind die größten Diebe und Räuber von der Welt; sie besitzen große Heerden von Eseln und Maulthieren und leben in offener Freundschaft mit den Arabern, beschlehen dieselben aber in der Nacht. Bei alledem sind die Gebirgsleute tapfer; es läßt sich keiner von ihnen lebendig gefangen nehmen. Sie ziehen mit Speer und Dolch bewaffnet in die Schlacht, und nur mittelst einer starken Reiterei sind sie in die Flucht zu schlagen.“

Die Szellots ziehen eben so wenig unter der Botmäßigkeit des Sultans, als die Amazirgen; sie leben in völliger Unabhängigkeit und greifen bei dem geringsten Anlaß zu den Waffen.

Nächst diesen beiden Stämmen bilden die andere, jedoch kleinere Hälfte der Marokkanischen Bevölkerung die Mauren und die Araber. Die Mauren sind Persischen Ursprungs und scheinen überhaupt nur ein Gemisch von Asiatischen Nationen zu seyn. Später als die Amazirgen nach Marokko gekommen, besaßen sie sich hier doch schon lange vor der historischen Zeit der Griechen und Römer. Ihre erste Erscheinung in Marokko wird in die Zeit Josua's, ungefähr 1400 Jahre vor Christo, verlegt; später aber sollen sie auch noch von Karibago einen neuen Zuwachs von Kolonisten erhalten haben. Aeltere Geschichtschreiber schildern sie als ein nomadisches Volk, während die Amazirgen feste Wohnsitze einnehmen. Der größte Theil der Mauren, die das Land zwischen dem Atlas und dem Meere innehaben, stammt von denen ab, die unmittelbar nach der Eroberung von Granada aus Spanien vertrieben wurden; diese Nachkömmlinge der Eurovasischen Mauren bilden die reichste und mächtigste Masse der Bevölkerung der Städte. Sie bekleiden die höchsten Ämter bei der Regierung und in der Armee und sind die Einzigen unter den Eingebornen, die direkte Verbindungen mit den christlichen Völkern unterhalten; ein Umstand, der sie jedoch nicht hindert, die Letzteren recht ordentlich zu haßen. Ihre Sprache ist das sogenannte Decidentalisch-Arabische, vermischt mit vielen Amazirgischen und Spanischen Wörtern. Die Mauren sind im Allgemeinen schlank und wohlgebildet, aber gegen das reifere Alter neigen sie sich, in Folge ihres inebolenten und mühsigen Lebens, wissentlich zur Korruption hin. Auch die Frauen, die sonst recht hübsch und grazils seyn sollen, werden durch das Emboupoint, das bekanntlich bei ihnen selbst als ein Zeichen der Schönheit gilt, auffallend entstellt. Wie man sagt, färben sich die Letzteren die Augenbrauen und Wimpern schwarz, um dadurch ihre Schönheit noch zu erhöhen.

Das Können der Mauren ist bekannt; was aber ihren Charakter betrifft, so haben wir bereits gesehen, daß Weis und Treulosigkeit als die Hauptschwächen zu betrachten sind. Ein Beispiel mag hinreichen, um zu zeigen, mit welcher teuflischen List diese beiden National-Laster in der engsten Verbindung mit einander auftreten. Ein einer Mordthat angeklagter Mann war ins Gefängniß gesetzt worden; schon hatte man den Tod über ihn verhängt, und man wartete nur auf den letzten Kaiserlichen Ausspruch, um die Hinrichtung zu vollziehen; aber einer seiner Freunde hatte sich vorgenommen, ihn zu befreien. Er wandte sich deshalb an den Kerkermeister, der sich auch bald für eine gewisse Summe Geldes anbeischig machte, die Fesseln des Gefangenen zu lösen. Es ward verabredet, daß er ihn um drei Uhr des Morgens seinem Freunde zustellen sollte. Über um Mitternacht verließ sich der Kerkermeister zu dem nächsten Verwandten des Erwerbenden, gab ihm einige Winke über die Entweichung des Mörders und machte sich zugleich, und zwar ebenfalls für eine bedeutende Summe Geldes, anbeischig, ihm seinen Feind um zwei Uhr in die Hände zu liefern, damit er den seiner Familie angethanen Schimpf an ihm rächen könne. Die Summe ward festgesetzt, und zur bestimmten Stunde findet der Verwondte in der That den Gefangenen an dem verabredeten Orte. Mit kaltem Blute durchbohrt ihn jener und geht davon. Als nun um drei Uhr der Freund herbeikommt, fand er nur noch den Leichnam dessen, den er zu retten beabsichtigte. Er bricht in die bittersten Verwünschungen gegen den treulosen Befreier aus; dieser aber erwiderte ihm kaltblütig: „Ich habe mein Versprechen erfüllt und meine Belohnung verdient. Habe ich nicht Euren Freund aus dem Gefängniß geschafft? Was ihm nachher widerfahren, das geht mich nichts an. Nachdem er einmal in Freiheit sich befand, war es seine eigene Sorge, über sein Leben zu wachen.“

Wenn man bei den Berbern zum wenigsten ihre Klüßheit, ihren Muth und ihre Entschlossenheit bewundern muß, so haben dagegen die Mauren gar nichts Großes für sich; vielmehr feig, kleinmüthig, kriechend gegen die Stärkeren und übermüthig gegen die Schwächeren, wissen sie weder was Großmuth noch was Uneigennützigkeit sey; eben so wenig kennen sie geistige Genüsse, da sie in viehische Wollust stets versunken sind. Sie streben nur nach Reichthümern, und wenn sie dieselben endlich erlangt, so besteht ihre größte Sorge wiederum nur darin, sie so viel wie möglich verborgen zu halten. Ein einheimischer Dichter erfindet wahrscheinlich mit Bezug auf diese ihre unerfättliche Habgucht folgende Mythe: „In dem uralten irdischen Paradiese gab es Bäume von Gold und Silber; unter dem Schatten dieser Bäume war es, wo Adam nach dem Sündenfalle sich vor Gott zu verbergen suchte, aber die Bäume verriethen ihm ihren Schutz und riefen ihn weit von sich hinweg. Da sagte Gott zu ihnen: Ihr seyd mir vor Allen treu geblieben, darum mög euch zur Belohnung die ganze Welt unterworfen seyn. Bei diesen Worten vergab er sie ins Innere der Erde, und seit

der Zeit ist das menschliche Geschlecht eifrig damit beschäftigt, diese Bäume wieder aufzufinden und ausgraben zu lassen.“

Den vierten Hauptstamm des Landes bilden die Araber. Sie sind die Eroberer, die zur Zeit ihrer großen kriegerischen Züge aus den Wästen von Yemen in das Land eingetrunnen und dem besiegten Volke ihre Sprache und ihre Religion aufzugenommen haben. In der Folge verschmolzen sie allmählig mit den übrigen Bewohnern des Landes. Jedoch ward das Band der Verbrüderung nie so eng, daß nicht der eroberte Stamm noch heutzutage sich von allen übrigen durch seinen Charakter unterscheidet. Die Araber sind von sanfteren Sitten als die Mauren; sie sind tapferer, gastfreundlicher und worttreuer. Wenn sie auch gegen fremdes Eigenthum nicht eben sonderlichen Respekt beweisen, so treten sie doch wenigstens als gemeine Räuber oder Mordhämmer auf. Ziehen sie ja im Zorn den Dolch, so darf man ihnen nur die einfachen Worte: „Denket an Gott und den Propheten“ zurufen, um sie auf der Stelle zu entwaffnen und zum Frieden zurückzubringen. Im Allgemeinen bilden die Araber einen ziemlich schönen Menschenstamm, der aber nicht so schön von Gesichtsbildung als vielmehr dem ganzen Körperbau nach ist. Sie sind größer, gewandter und thätiger als die Mauren. Ihre Tracht besteht aus dem weichen Haie; das Haar tragen sie kurz, durch ein Band zusammengehalten. Nur Wenige machen Gebrauch vom Turban; auch gehen sie lieber barfuß als mit Sandalen. Sie sprechen das Arabische des Korans in seiner ursprünglichen Kleinheit, zum wenigsten rühmen sie sich desselben. Ueberhaupt haben sie, wie kein anderes Volk, die uralten Gebräuche ihrer Vorfahren bewahrt. Mit Ausnahme der Religion befinden sich ihre Sitten noch heutzutage auf demselben Standpunkte, auf dem sie zur Zeit Noe's (?) standen.

Sie sind jenem Hirtenleben treu geblieben, das ihren grünenleuten Ebenen, ihren brennend heißen Tagen und ihren heiteren Nächten so angemessen ist. Sie ziehen von Feld zu Feld, indem sie ihre Kamelle und Viehherden mit sich führen, aus denen ihr gonyer Reichthum besteht. Am liebsten schlagen sie ihre Zelte und Hütten an den Ufern eines Baches, an der Quelle eines Flusses oder in der Nachbarschaft einer Oase auf. Wenn ihre Weidplätze abgefressen sind und nicht mehr Futter genug für das Vieh darbieten, so wird das Lager abgebrochen, sie ziehen weiter und suchen wieder einen anderen Ort auf, der mit reichem Gras und mit frischen Wasserquellen versehen ist. Die Liebe zur Unabhängigkeit und zum nomadischen Leben ist mit der Natur der Araber so innig verweht, daß hieher nichts sie vermocht hat, sich in Städten niederzulassen oder auch nur ein Dorf zu erbauen. Sie haben so wenig Bedürfnisse, daß sie dieselben überall leicht befriedigen können; als Vorkörper der Natur, achten sie das Fleisch der Thiere nicht sehr und leben überhaupt so spargal, als man sich nur denken kann. Die Milch und die Wolle von ihren Heerden genügen ihren Bedürfnissen, so wie der Gebrauch des Pferdes und die Jagd ihre Lieblings-Bergnügungen ausmachen. Die Frauen arbeiten gleich den Männern, sie ziehen besonders Wollen und Seidenwürmer, spinnen die Wolle, die zur Bekleidung für die Familie dient, und bereiten die Leinwand, die zum Aufschlagen ihrer Zelte gebraucht wird. So fröhlich und schön sie auch meist in den ersten Tagen der Jugend sind, verlieren sie doch gar frühzeitig ihren Glanz; die Blüthe ihrer Schönheit weicht in Folge ihrer übermäßig angestrengten Arbeit hin, und bevor sie noch das zwanzigste Jahr erreicht, sind die Frauen schon alt geworden.

Wenn man das Leben dieser Nomaden in unseren Tagen in Betracht zieht, so kann man sich kaum einen Begriff davon machen, daß dies einst die Eroberer des Landes waren. Indes ist der kriegerische Geist in ihnen keinesweges erloschen; wenn sie auch auf Augenblicke schlummern, so erheben sie sich doch bald, wo es Noth thut, mit um so größerer und lebendigerer Kraft; das nomadische Leben stützt keinesweges den Geist, sondern dient vielmehr dazu, ihn zu stärken und seine Spannkraft zu erhöhen. Gleich auf das erste Signal greift der Araber zu den Waffen, sein Auge entsammt beim Schloßstrafe, gleich wie das Ohr seines Rosses beim Trompetenschalle sich in die Höhe richtet. Das patriarchalische Leben muß einen außerordentlich großen Reiz haben, ja, es muß einem tiefen Bedürfnisse der menschlichen Natur entsprechen, da diese tapferen Völkerschaften so lange Zeit mit inniger Unabhängigkeit bei demselben verharren konnten. Obwohl durch die Eroberung zu Herren des Landes geworden, leben sie doch darin so, daß man glauben könnte, sie wüßten mit dem nächsten Tage als Fremde das Land wieder verlassen. Sie begnügen sich damit, ihren Glanzen und ihr Glück den Besiegten aufzuzwingen zu haben, aber sie lassen ihnen ihre Schätze und ihre Städte; Alles, was sie selber bedürfen, ist ein Winkeln der Erde, um ihre Zelte aufzuschlagen, und ein freier Himmel, um die Sterne zu betrachten und Gott anbeten zu können.

Wir haben hier unseren Lesern die vier Hauptstämme vorzuführen, die sich heutzutage in das Gebiet von Marokko theilen. Es hält nicht schwer, sie auf den öffentlichen Sammelplätzen von einander zu unterscheiden. Wäre ich Maler gewesen, ich hätte auf dem Markte von Tetuan die beste Gelegenheit gehabt, die merkwürdigen Physiognomien der verschiedenen Nationen nach lebenden Mustern zu zeichnen. Die Verschiedenheiten in ihrer organischen Bildung waren nicht minder auffallend, als die Mannigfaltigkeit ihrer Trachten. Das männliche und stolze Gesicht der Berbern erschien um so kräftiger neben den weiblichen und misstrauischen Gesichtern der Mauren; eben so wie sein kurzes Gewand von den wallenden Haie der Letzteren auffallend abfiel. Auf der anderen Seite tummelte der Beduine sein müßiges Ross mitten unter den Kamellen herum, als ein treues Abbild der Energie und der Klüßheit des ehemaligen Eroberers. Die Frauen hielten sich hier in größerer Zahl eingefunden, als auf dem Sauf von Tanar, aber in ihre langen Gewänder hermetisch verhüllt, ließen sie nichts als Hände und Augen sehen, die ich fast bei Allen sehr schön fand. Ihre Taille ober und die ganze übrige Gestalt wurden durch die weiten Falten ihrer Kleider dem Blicke gänzlich entzogen, und so erschienen uns kaum auch die dumpfen Massen ohne allen Reiz und ohne Grazie. Charles Didier.

Nordamerika.

Eine Menschenjagd.

Wir haben in den vorjährigen Blättern des Magazins eine Uebersicht und reichhaltige Auszüge von Washington Irving's neuestem Werke „Moria“, dieser Chronik der abenteuerlichen Nordwest-Expeditionen zur Förderung des Amerikanischen Pelzhandels, gegeben. Da bisher noch keine vollständige Deutsche Uebersetzung dieses Buches erschienen ist, so theilen wir hier noch eine kleine Nachlese aus demselben mit:

Zwei von jenen fetten Abenteurern, die im Innern der Vereinigten Staaten unermessliche Strecken weit über die entlegensten Wohnplätze hinaus vordrangen, um Pelzwerk und Felle zu erjagen, — sie hießen Colter und Potts — hatten mehrere Tage an einem Arme des Missouri verweilt, welcher „Jefferson's Gabel“ genannt wird. Eines Morgens fuhren sie in ihrer Pirogue ein Flößchen hinauf, das in jene „Gabel“ sich ergießt, und an dessen Mündung sie am Abend vorher ihre Fänge ausgehängt hatten. Der Fluß war in sehr hohe Felsenufer eingegengt, so daß man zu beiden Seiten keine Durchsicht hatte.

Beide Jäger ruderten ungestört vorwärts, als Colter plötzlich ein starkes Geräusch zu hören glaubte. Sogleich rief er: „Das sind Indianer!“ und bat seinen Kameraden, aus allen Kräften zurück zu rudern, um zu entfliehen. Potts sprach scherzend: „Du läßt Dir wohl von einer Büffelherde Furcht einjagen?“ Aber schon nach wenigen Augenblicken erhob sich ein unmenschliches Gebrüll, und mehrere hundert Wilde erschienen am Ufer. Sie winkten den Jägern, ans Land zu kommen, und diese mußten gehorchen. Ehe sie noch aus der Pirogue waren, bewieserte sich ein Wilder der Jagdflinte Colter's und trug sie davon. Potts sprang ans Land, entriß dem Indianer die Flinte, gab sie seinem Kameraden zurück, stieg dann selbst wieder in die Pirogue und stieß vom Ufer ab. In demselben Moment hörte man eine Bogenschne schwirren und dann einen Pfeil zischen. Potts schrie, er sey verwundet. Colter beschwor ihn, ans Land zu steigen und sich zu ergeben, indem sonst keine Aussicht auf Rettung sey; aber Potts wußte, daß er kein Erdarmen zu hoffen hatte, und wollte daher sein Leben theuer verkaufen. Er schoß seine Flinte ab und streckte Einen der Wilden todt nieder. Bald darauf stürzte er selbst, von Pfeilen durchbohrt.

Die Rache der Wilden kehrte sich jetzt gegen Colter, den sie für's Erste ausleiden. Da er einige Kenntniß von ihrer Sprache hatte, so verstand er, daß sie unter einander zu Rathe gingen, wie sie ihn auf recht ergiebige Weise umbringen sollten. Einige schlugen vor, den Gefangenen als Ziel hinzustellen, um ihre Geschicklichkeit in der Kunst des Bogenschießens an ihm zu erproben. Der Häuptling stimmte für ein edleres Spiel; er faßte Colter bei der Schulter und fragte ihn, ob er ein guter Läufer sey? Der Unglückliche kannte die Sitten der Indianer zu gut, als daß er nicht den Grund dieser Frage errathen hätte: man beabsichtigte, ihn zum Gegenstand einer förmlichen Parforce-Jagd zu machen. Döschon ein berühmter Schnell-Läufer unter seinen Kameraden, antwortete Colter dem Häuptling dennoch, er sey gar leicht zu überholen. Diese List gelang, und man hielt es für schicklich, ihm einen bedeutenden Vorsprung zu geben. Der Häuptling führte ihn ungefähr 400 Schritte weit von dem Haufen der Wilden, ließ ihn dann los und sagte ihm, er möge sich retten, so gut er könne. Der arme Teufel verjog seinen Augenblick und rannte mit all dem Eifer, welchen die Hoffnung, sein Leben zu retten, ihm einflößen konnte. Ein fürchterliches Geheul gab ihm zu erkennen, daß die ganze Meute hinterdrein stürmte.

Colter flog mehr, als er lief; er selbst mußte über seine Kraft und Leichtfertigkeit staunen; allein es galt, heinabe zwei Englische Meilen zurückzulegen, bevor er die „Gabel des Missouri“ erreichen konnte — dies lag außer der Möglichkeit menschlicher Kräfte. Obendrein war die Wieje mit einer Anzahl stacheliger Pflanzen bedeckt, die seine nackten Füße zerfetzten; und jeden Augenblick mußte er befürchten, daß ein Pfeil ihn durchbohren würde. Er drehte nicht einmal den Kopf um, damit die Distanz, welche ihn von seinen Verfolgern trennte, und von deren Verhinderung sein Leben abhing, um keinen Zoll verkürzt würde. Schon hatte er beinahe die Hälfte der Ebene durchlaufen, als das immer schwächer werdende Geheul der Wilden ihm endlich den Muth gab, sich einmal umzusehen. Die Masse der Wilden befand sich in bedeutender Entfernung; aber einige der besten Läufer waren den Uebrigen vorausgeeilt, und ein Wilder, der einen Wurfspeer als Waffe führte, hatte sich Coltern bis auf hundert Schritte genähert.

Von neuer Hoffnung belebt, verdoppelte der Gehegte seine Anstrengungen, die so gewaltig waren, daß ihm aus Mund und Nase Blut floss. Schon hatte er nur noch eine Englische Meile bis zum Flusse, als die Tritte des nächsten Verfolgers ihm lauter ins Ohr tönten. Ein verstoßener Rückblick zeigte ihm denselben nur etwa zwanzig Ellen entfernt und eben im Begriff, seinen Wurfspeer zu schleudern. Colter bemerzte seinen Lauf, schwenkte sich um und streckte die Arme aus. Der Wilde, erstaunt über diese plötzliche Bewegung, wollte gleichfalls Halt machen, um seinen Wurfspeer nach ihm zu werfen; aber seine Beine verwickelten sich im Gesträup, und er fiel zu Boden. Bei seinem Fall drang die Spitze des Wurfspeeres in die Erde und der Schaft zerbrach. Ehe der Wilde noch sich aufrichten konnte, stürzte Colter mit Blitzechnelle über ihn her, entriß ihm das Stück von dem Wurfspeer, durchbohrte ihn und rannte dann mit erneuter Gluth weiter.

Als die Indianer bei ihrem todtten Kameraden ankamen, verweilten sie ein paar Augenblicke, um die gewohnte Todtenlage zu beuten. Colter nahm sich diese Zeit zu Ruhe und gelangte an den Saum eines Waldes von Baumwollenscheiden, der am Flusse sich hinzog. Er drang

hindurch und stürzte sich ins Wasser. So erreichte er schwimmend ein kleines Eiland, an dessen oberem Ende das Treibholz des Stromes in Menge sich gesammelt hatte. Colter schwamm unter diesen Haufen von Baumstämmen und tauchte nicht eher wieder in die Höhe, bis er eine offene Stelle entdeckte, über welcher die verschlungenen Zweige eine Art von Bedachung bildeten, so daß er hier verstreckt bleiben konnte.

Aber bald hörte er das wüthende Geschrei der Indianer am Ufer. Er sah durch das Laubwerk, welches ihn bedeckte, wie sie ins Wasser plumpten und auf die Holzmassen losschwammen. Hier suchten sie ihn lange Zeit, und der Eine kam sogar in seinen Schlafwinkel. Als aber Colter den Wilden herannahen sah, tauchte er langsam unter, und kam nicht eher wieder in die Höhe, als bis der lästige Gast sich entfernt hatte. Endlich räumten die Indianer diese Gegend und schlugen eine andere Richtung ein. Colter besorgte anfangs, sie würden vielleicht wiederkehren und, in der Hoffnung, ihn doch noch hier zu finden, an das Treibholz Feuer legen. Glücklicherweise kamen sie nicht auf diese Idee.

Als endlich die Nacht hereingebrochen war, faßte Colter den Muth, eine bedeutende Strecke den Strom hinabzuschwimmen. Dann stieg er ans Ufer und marschirte mit schnellen Schritten weiter, bis der östliche Himmel sich röthete. Am nächsten Morgen kam er ganz erschöpft und ausgehungert zu einer Jäger-Station, wo man ihm allen nöthigen Beistand leistete.

Washington Irving.

Bibliographie.

- A lecture on German literature. (Vorlesungen über die Deutsche Literatur.) Eine Geschichte derselben von der frühesten Zeit bis zur Gegenwart. Von George S. Colvert, Uebersetzer des Don Carlos, von Schiller. Baltimore.
- Characteristics of the present century. (Kennzeichen unseres Jahrhunderts.) Von J. Adams, Präsidenten des College in Philadelphia.
- A treatise on consumption. (Ueber die Schwindsucht und ihre Behandlung.) Mit Hinweisungen für solche Kranke, die das Klima des südlichen Europa aussuchen wollen. Von Dr. W. Sweetser, Professor in Vermont. — Boston.
- Traits of American life. (Züge aus dem Amerikanischen Leben.) Von Mrs. Sara Hale. New-York.
- The three eras in woman's life. (Die drei Zeitalter im Leben der Frau.) Novellen von Elizabeth Elton Smith. 2 Bände. New-York.

Mannigfaltiges.

— Englischer Getraide-Luxus. Der jetzige Verbrauch der ordinären Getraide-Sorten in England ist, wie aus Herrn Maculloch's neuem statistischen Werke hervorgeht, ungemein geringfügig. Im Jahre 1760 zählten England und Wales etwa sechs Millionen Einwohner; damals aber lebten nur 3,750,000 Menschen von Weizen, während sich 888,000 mit Roggen, 739,000 mit Gerste und 623,000 mit Hafer ernährten. Gegenwärtig, wo die Bevölkerung mehr als das Doppelte von damals beträgt, werden kaum noch 20,000 Menschen gefunden, welche Roggen-Brod essen. Nur in der Grafschaft Durham giebt es noch eine Mischung von Roggen und Weizen, welche Maslin heißt; in allen übrigen Theilen des Landes (von Irland natürlich ist hier nicht die Rede) ist der Anbau des Roggens etwas ganz Unbekanntes. Fast dasselbe kann von dem Verbräuche der Gerste gesagt werden. Während man in den nördlichen Grafschaften Englands, namentlich in Cumberland, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das Gerstemehl sogar noch in der Küche häufig anwandte, ist es jetzt auch in den ärmsten Häusern durch den Weizen verdrängt. Städter sowohl als Landleute essen nur Weizen-Brod, und in einigen Fabrikstädten ist innerhalb der letzten Jahre auch schon gegen das ordinäre Weizenbrod eine so entschiedene Abneigung eingetreten, daß sowohl für Arme als für Reiche fast nur das feinere Mehl in Anwendung kommt.

— Die Zeit des materiellen Fortschrittes. Herr Maculloch's neues Werk beweist auf jeder Seite, in welcher guten Zeit wir leben, und wie sehr der Wohlstand und der allgemeine „Comfort“ gegen jede frühere Periode vorgeritten sey. Eigenthümlich aber ist es, daß das Wohlseyn der vierfüßigen Thiere und namentlich des Schlachtwiehes noch bedeutend mehr zugenommen zu haben scheint, als das der Menschen. Denn von 74,000 Stück Rindvieh und 570,000 Schafen, welche die 675,000 Einwohner von London im Jahre 1750 verzehrten, wog jedes Stück Rindvieh im Durchschnitte nur 370 und jedes Schaf eben so nur 28 Pfund, während die 156,000 Stück Rindvieh und 1,238,000 Schafe, welche die 1,472,000 Einwohner Londons im Jahre 1831 verzehrten, durchschnittlich respektive 800 und 80 Pfund gewogen haben. Es ist aber kaum zu glauben, daß sich die Kultur des Viehes so unverhältnismäßig mehr verbessert habe, als die der Menschen, und wir werden wohl, um der Wahrheit näher zu kommen, annehmen müssen, daß man im vorigen Jahrhundert auf der Britischen Insel bei weitem mehr Kalb- und Lamm-Fleisch gegessen habe, als jetzt, wo man es beinahe ausschließlich in der Bereitung der derben Roastbeefs und anderer von ausgewachsenem Vieh herrührenden halbgaren Fleischspeisen zu einer unerhörten Vollkommenheit gebracht hat. Jedem, falls aber zeigt das obige Verhältniß, wie sehr sich der Appetit oder — um immer wieder auf dasselbe glückliche Resultat zurückzukommen — der „Comfort“ der Engländer im neunzehnten Jahrhundert vermehrt hat.